Ein seidenes Kleid.

Novelle von John Paulsen. — Aus dem Norwegischen von Emil Jonas.

Es war spät Nachts, über Mitternacht hinaus, und ein unbehagliches Winterwetter. Dunkel und Einsamkeit lag über der Hauptstraße der Stadt; nur im Hause des Advokaten Blome schimmerte noch Licht, und zuweilen erschien eine weibliche Gestalt am Fenster, um in die Nacht hinauszuspähen.

„Die gnädige Frau bleibt heute wieder recht lange aus," bemerkte die Haushälterin, eine stattliche Matrone in schwarzer Blondenhaube; „länger, als sonst ihre Sitte war!"

„Es ist schrecklich spät," sagte das junge Dienstmädchen und schauerte schläfrig in sich zusammen; „von Nachtruhe bleibt nicht viel mehr übrig!"

„Nun, was das anbelangt, Karin," bemerkte Frau Sören, „so sorgst Du schon, daß Du nicht allzu kurz kommst! — Aber schüre doch das Feuer im Kamin; wozu bist Du sonst mit ins Zimmer gekommen. Du siehst, die Kohlen sind schon im Verglühen."

Und während das schläfrige Dienstmädchen gehorchte, trat Frau Sören abermals an's Fenster, hauchte gegen die Scheiben und spähte hinaus. Aber es war nichts zu sehen, nichts zu hören; nur aus einem Nebenzimmer klangen durch die Stille schwere, langsame Schritte, wie von einem Auf- und Abwandelnden, gedämpft daher.

„Sie kommt nicht!" seufzte Frau Sören halblaut und wickelte ihre Arme fester in das große Tuch, das ihren Oberkörper einhüllte, „auch der Herr scheint schon ungeduldig zu werden."

„Das ist kein Wunder!" bemerkte Karin. „Ein schlechtes Vergnügen, so Abend für Abend auf die eigene junge Frau warten zu müssen. Kein anderer Mann thäte das! Es ist unbegreiflich!" —

„Was ist Ihr unbegreiflich, Jungfer Karin?" fragte Frau Sören etwas scharf, „darf man wissen?"

„Ja, ich meine nur," bemerkte das junge Dienstmädchen etwas verschüchtert und doch außer Stande, ihrer Mittheilungstriebe länger zu gebieten, „ich meine, es ist doch seltsam, daß der Herr die Frau nicht begleitet, wenn sie so in späte Gesellschaften geht. Andere Männer — —"

„Was geht uns das an! Jedes Haus hat seine eigenen Sitten und kein ordentlicher Dienstbote hat deswegen ein Recht, seine Glossen darüber zu machen. Sie ist sehr vorwitzig, Jungfer Karin!"

„Aber früher war es doch anders," wagte sich die Getadelte vorsichtig heraus; „das müssen Sie selbst zugeben, Frau Sören! Die Lebensweise im Hause hat sich geändert, ohne daß man recht weiß, warum, und die beiden Herrschaften sind auch ganz verändert mit einander, ja sehr verändert!"

Die gutherzige Matrone mußte dieselbe Beobachtung bereits gemacht haben, denn sie seufzte, wie über einen schmerzlichen, aber leider unabwendbaren Uebelstand und vergaß sogar darüber, die redselige Karin in ihre Schranken zurückzuweisen.

Hierdurch ermuthigt, fuhr diese in gedämpft-klatschhaftem Ton, die Augenbrauen bedenklich emporgezogen, also fort: „Besonders die Frau! Ganz wie verwandelt. Grämt sich ab, daß sie ganz mager wird. Die Nähmamsell hat kürzlich drei Kleider fingerbreit einlegen müssen! Ja, und neulich Nachts hat die Bertha, als sie wegen Zahnschmerzen nicht schlafen konnte, ganz deutlich gehört, daß die gnädige Frau in ihrem Bette geschluchzt hat, wie ein Kind."

„Geschluchzt? Nachts im Bette?" wiederholte Frau Sören aufgeregt und starrte vor sich hin. „Das arme, junge Frauchen! Und so jung noch — —"

„Ja, darüber wundern sich die Leute auch," fuhr Karin, nun mit völlig entfesselter Zunge, hastig flüsternd fort, „und meinen, mit dem erst so großen Glück sei es zwischen den Eheleuten gründlich vorbei, und wer die Schuld daran trage — —"

Für diesmal kam sie nicht weiter, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Thür zum Nebenzimmer und der Hausherr, ein stattlicher, ernstblickender Mann in den Dreißigern, erschien auf der Schwelle. „Ist meine Frau gekommen?" fragte er milden Tones.

„Noch nicht, gnädiger Herr!" entgegnete die Wirthschafterin knixend; — „aber," versetzte sie aufhorchend und den Kopf in der schwarzen Blondenhaube etwas zur Seite neigend, „mir ist, als käme gerade jetzt ein Wagen die Straße herunter."

Der Hausherr nickte und kehrte ohne weitere Bemerkung in sein Arbeitszimmer zurück, während die beiden Dienerinnen hinaus eilten, um die Frau, deren Ankunft sie vermutheten, an der Hausthür zu empfangen.

Die Unruhe, welche unten im Hause entstand, mochte sich dem Hausherrn mitgetheilt haben, denn abermals erschien er im Wohnzimmer, schürte mit eigener Hand die Kohlen im Kamin und versank dann, gegenüber einem Bilde, das auf dem Kaminsims stand und ein liebliches Frauenantlitz aufwies, in gedankenvolles Anstarren. Ernste Wehmuth zog tiefe Linien um Auge und Mund und ein schwerer Seufzer hob seine Brust. „Wenn sie heute käme, wie sie müßte," flüsterte er mit zuckender Lippe, „wenn sie heute — endlich käme......"

Im Vorsaal draußen klang eine weiche Frauenstimme: „Nein, nein, ich brauche nichts weiter, liebe Sören — besten Dank! Gehen Sie zu Bett, es ist leider schon fast allzu spät geworden! — Also der Kleine war den ganzen Abend ruhig? — Schön, schön! Gute Nacht denn! Bitte, schicken Sie auch die Karin in ihre Kammer, sie fällt beinahe schon über ihre eigenen Füße."

Der ernste Mann im Zimmer hatte kein Wort von dem verloren, was seine junge Frau draußen sprach; nun näherte sich ihr leichter Schritt der Thür; ein Rauschen wie von einer seidenen Schleppe tönte an sein Ohr — eine leichte Blässe überflog sein festes, männliches Antlitz. Er schien zwischen Bleiben und Gehen zu schwanken, aber bevor er seinen Entschluß gefaßt, stand sie in der Thür. Sie warf den weißen Burnus, der sie umhüllte, auf, das Canapee an der Thür, und man erblickte nun eine neunzehnjährige, schöne Blondine, um welche die blaßrothe, mit weißen Spitzen besetzte Seide wie in rauschenden Wogen herabfiel. Das Haar, welches mit Rosenknospen geschmückt war und in Locken über die bloßen Schultern herabfiel, hatte jene eigenthümliche perlgraue Farbe, die demselben ein Aussehen verlieh, als sei es gepudert. Einen eigenartigen Contrast gegen die Helle des Haares bildeten die schwarzen schmalen Augenbrauen, die ein Auge beschatteten, das groß, blau und mild, wie das eines Kindes, aber matt, wie das eines kranken Kindes blickte. Sie selbst glich einer Rose, die man zu pflegen vergessen hatte und die das Köpfchen hängen ließ.

Als sie in das halbdunkle Zimmer trat, bemerkte sie im ersten Augenblicke ihren Mann, der etwas abseits getreten war, nicht. Sie rieb ihre kleinen Hände vor dem Kaminfeuer und seufzte schweigend, indem sie das Auge mit einem spähenden, sehnsuchtsvollen Ausdruck umherirren ließ. Als sie dann ihren Mann plötzlich gewahrte, bekam ihr blasses, ermüdetes Gesicht einen feurigen Glanz; sie trat ein paar Schritte hin zu ihm und rief froh überrascht: „Nein wirklich, hast Du auch heute auf mich gewartet? so spät?"

Sie war nahe daran, sich an seine Brust zu werfen, aber seine kalte Miene gewahrend, hielt sie zögernd inne, verlegen und betrübt. Die Selbstbeherrschung der Weltdame hatte sie noch nicht sich angeeignet, nur deren glänzende Kleider.

„Ich habe studirt", sprach er fast abweisend, und blätterte dabei gleichgiltig in einem Buche, das auf dem Tische lag. „Hast Du Dich amüsirt?"

Sie sank wieder in die alte Ermattung, die Rose bekam keinen Thau.

„Mich amüsirt? O ja", antwortete sie leise und interesselos; „es wurde sehr viel musicirt.

Es trat eine peinliche Pause ein. Nervös spielten ihre Finger indessen mit den Blumen an ihrer Brust. Er trommelte mit den Fingerspitzen mechanisch auf dem Tisch; schließlich ließ sie sich auf das Sopha nieder und lehnte das schöne kindliche Haupt auf das Sophakissen; sie war nahe daran, in Thränen auszubrechen.

„Du siehst ermüdet aus," sagte er endlich, und ein schwacher Klang von Zärtlichkeit zitterte in seiner Stimme. Sie strich eine widerspenstige Locke von der Stirn zurück und ihr Gesicht wandte sich fragend zu ihm.

„Ja, ich bin müde," klagte sie. „Sehr müde", fügte sie leise hinzu, indem sie den Blick zu Boden schlug.

Er antwortete nichts. Endlich erhob sie sich still und öffnete vorsichtig die Thür zu ihrem Schlafcabinet.

„Gehst Du schon? fragte er schwankenden Tones.

„Ich will nur sehen, ob der Knabe schläft." Sie trat in das Cabinet ein, ließ aber die Thür hinter sich offen.

„Ach! wie reizend ist er," rief sie, den schönen Kopf halb rückwärts gewendet, in aufflammendem Mutterstolz aus. „Wer sollte glauben, daß er erst ein Jahr alt ist? Und wie süß er lächelt! Er träumt vielleicht von mir!"

Das Kind hatte im Schlaf die Bettdecke bei Seite gestoßen und seine runden, rosenrothen Beinchen entblößt. Die junge Mutter beugte sich entzückt hinab und küßte sie leidenschaftlich.

Der Vater hatte sich auf den Zehen genähert; sie fühlte, daß er hinter ihr stand, sein warmer Athem berührte ihren Hals, aber sie wandte sich nicht um, sie that, als bemerkte sie ihn nicht.

„Fürchtest Du nicht, ihn zu wecken?" warnte er mit gedämpfter Stimme.

„O nein", flüsterte sie, „er schläft so gesund! Und sieh nur, wie treu er den Zinnsoldaten in der Hand hält! Er liebt die Soldaten. Ich glaube sicher, er wird einst selbst Soldat werden."

Sie beugte sich zärtlich hinab über die Stirn des Kindes, während der Mann schweigend, aber voll tiefer Zärtlichkeit dieses Familienbild betrachtete.

„Aber willst Du ihn nicht küssen?" fragte sie endlich erregt. „Er ist Dir so ähnlich — sieh nur besonders den Mund", und ihr Blick schweifte vergleichend von dem bärtigen Munde des Vaters zu dem kleinen Rosenknospenmunde des Kindes hinüber.

„Ich besorge", antwortete er mit zurückgehaltenem Lächeln, „mein Bart würde ihn stechen."

„Du bist viel besorgter um ihn, als ich", lachte sie, indem sie das Kind zum dritten Male küßte; dann breitete sie die Bettdecke sorgfältig über den Kleinen aus, und Beide kehrten in das Wohnzimmer zurück.

Es trat wieder eine drückende Stille ein, das Kind hatte auf einige wenige Minuten sie zusammengeführt, stetzt waren sie abermals von einander getrennt.

Hast Du heute Abend viel studirt?" fragte sie, in dem Gefühl, daß sie doch etwas sagen müsse.

„Ja."

„O, die leidigen Bücher, wie hasse ich sie!"

„Weshalb?"

„Weil......... weil sie Dich mir ganz entfremden!"

Sie ließ den Kopf sinken. Er lächelte mit jenem unbestimmten Lächeln, das Alles und doch nichts besagt.

„Aber willst Du jetzt nicht zur Ruhe gehen? Es kann durchaus nicht gut für Dich sein, jede Nacht so lange aufzubleiben."

„Ganz recht," antwortete sie gedankenvoll; aber sie ging nicht, sondern blieb träumend stehen, als ob sie Kräfte sammelte für etwas, wozu ihr der Seelenmuth fehlte. Schließlich riß sie sich mit Gewalt los und ging der Thür des Schlafcabinets mit bestimmten Schritten zu, blieb jedoch auf der Schwelle stehen und wandte sich noch einmal mit heimlich prüfendem Blick ihrer schönen blauen Augen, ihm zu.

„Sagtest Du etwas?" fragte sie gedämpften Tones.

„Nichts", flüsterte er, einen Augenblick mit sich kämpfend.

„Gute Nacht denn!" sagte sie mit einem unterdrückten Seufzer, ohne empor zu sehen. Sie hatte bereits die Hand auf das Schloß gelegt, aber plötzlich ließ sie es wieder los, eilte zu ihm, lehnte sich an seine Brust und rief, mit ungekünstelter Liebe sein edles, blasses Gesicht betrachtend: „Nein, so kann ich nicht von Dir gehen!" Sie erhob sich auf den Zehen und bot ihm die rosigen Lippen dar.

Er legte ruhig seine Hände um ihren Kopf und drückte einen leichten Kuß nicht auf den Mund, sondern auf die reine, blau geaderte Stirn, dann ließ er sie schnell wieder los und bot nun auch ihr eine gute Nacht.

Sie zauderte noch immer.

„Nein, so war es nicht recht!" sagte sie verschämt in vorwurfsvollem Tone, süß murrend wie ein Kind. „Früher küßtest Du mich ganz anders!"

„Wie denn?"

Sie schlug statt jeder Antwort die Arme um seinen Hals und barg ihren Kopf an seiner Brust.

„O, Du bist doch ein rechtes Kind," antwortete er mit schlecht verhehlter Zärtlichkeit — schon halb besiegt. „Wann wirst Du vernünftig werden?"

„Wenn Du ein großes Kind wirst," antwortete sie leise. Purpurroth, wie eine Confirmandin, eilte sie fort und ließ den jungen Ehemann ganz verwirrt zurück.

Mit stürmischen Schritten ging er im Zimmer auf und ab, seine erkünstelte Ruhe war verschwunden. Es war ihm so heiß, seine Schläfe klopften, er fühlte die Luft im Zimmer beengend. Hastig riß er das Fenster auf, holte tief Athem und schloß es wieder, dann ergriff er die Wasserflasche auf dem Tische, goß ein Glas voll und leerte es in einem Zuge.

„O, wie reizend sie ist," flüsterte er und versank in ein seliges Selbstvergessen. „Aber nein! Es darf nicht sein!" rief er dann in bestimmterem Tone aus, indem er wieder im Zimmer auf- und abschritt. „Ich merke ihre Absicht, daß ich den ersten Schritt thun soll. Aber er darf nicht sein! Sie muß ihn thun, das ist ihre Pflicht, und diese Pflicht soll sie erfüllen!"

Er löschte die Lampe aus und ging in sein Arbeitszimmer zurück.

Eine halbe Stunde später wurde die Thür zur Wohnstube geöffnet. Die junge Frau, in ein zierliches weißes Nachtgewand gekleidet, trat vorsichtig mit einer Nachtlampe in der Hand ein. Die Rosenknospen hingen noch vergessen in ihrem schönen Haar. Sie setzte die Lampe auf ein Marmorconsoll, glitt darauf leicht nach dem Arbeitszimmer ihres Mannes hinüber und legte zurückgehaltenen Athems das Ohr an die Thür. Sie hörte, wie seine Feder über das Papier dahin rauschte, wie seine Finger die Blätter eines Buches umschlugen, und hin und wieder traf ein Seufzer, der ihr Gewissen erbeben machte, ihr Ohr.

„O, Du Getreuer!" flüsterte sie, indem sie im Geiste vor ihm kniete, „wie viel edler und besser bist Du als ich. So muß die Kluft sich täglich mehr zwischen uns erweitern?"

Sie wandte unschlüssig den Blick gegen das Cabinet, wo das Kind ruhte.

„Wenn ich den Kleinen auf den Arm nehmen und zu ihm eintreten würde, dann brauchte ich nicht zu sprechen. Er kann dem Anblick des Kindes nicht widerstehen, wenn es ihm die kleinen runden Arme entgegenstreckt ...... Aber nein, nein! das würde feige sein und nur für den Augenblick helfen. Ich weiß ja — ach! ich weiß ja, wo die Wurzel unseres Unglücks steckt. Weiß ja, daß ich, ich kommen und flehend die Arme ihm entgegenstrecken muß, ihm, dessen Stolz ich so bitter gekränkt habe. Ich muß mein Unrecht bekennen und sagen, wie sehr ich bereue! Wenn ich es nur vermöchte! Ach, es wird mir so schwer — zu schwer fast!"

In diesem Augenblick rückte drinnen der Stuhl des Mannes. Sie trat hastig von der Thür zurück und sank in das Sopha, flimmernden Auges, klopfenden Herzens. Jetzt trat er ins Zimmer und ging nach einem Regale, aus welchem er nach einigem Suchen ein Buch nahm.

„Bist Du noch hier? fragte er plötzlich sehr überrascht, als er sie gewahrte. Sie sah ihn ebenso überrascht an. Es war ein Glanz über seine mächtige Stirn ausgebreitet, den sie seit lange nicht gesehen hatte. War es die Freude des Gelehrten, der ein schwieriges Problem gelöst hatte — oder sollte wirklich ......

„Ich vermochte nicht zu schlafen", sagte sie unschuldig und strich aufs Neue eine Locke hinter das Ohr zurück.

„So? Ich glaubte", antwortete er fast heiter, „daß Du sofort einschläfst, sowie Du nur den Kopf auf das Kissen legst."

Der junge Ehemann hatte in der That Ursache, dies zu glauben. Wie oft hatte er sich, mit der Lampe in der Hand, in der Stille der Nacht aus seinem Studirzimmer ermüdet zu ihr geschlichen, um neue Kraft zu seinem Werk aus dem Anblick der theuren Kleinodien seines Herzens, der jungen schlummernden Gattin, des lieblichen Kindes einzusaugen; aber er hatte sich nie tief genug hinabgebeugt, die Thräne unter den dunkeln, bergenden Augenwimpern zu entdecken; davon wußte er nichts!"

„Nicht in der letzten Zeit," antwortete sie betrübt. „Als Kind, da schlief ich oft ein, bevor ich noch das Vaterunser zu Ende gebetet hatte."

Sie erhob den Kopf, der Busen bebte, es war, als ob sie all ihre Energie sammelte. Innig bittend, fast mit einem Aufschrei, rief sie plötzlich: „Harald!"

„Was willst Du?" Er drehte sein Gesicht ein wenig ins Dunkle hinein, daß sie dessen Ausdruck nicht aufzufangen vermochte.

„Harald!" wiederholte sie in demselben innigen, eindringlichen Tone, worin gleichzeitig ein schwacher Vorwurf lag, daß er sie nicht verstehen wolle.

Er stand schweigend da; sie erhob sich.

„O, sie kommt endlich!" bebte es in ihm; doch zu sprechen vermochte er nicht.

„Geh!" rief sie ungeduldig, dem Weinen nahe. „Geh! Du wolltest ja nur ein Buch holen, und das hast Du ja jetzt."

„Das ist wahr!" erwiderte er. Er nahm mit erzwungener Ruhe das Buch und entfernte sich. In der Thür wandte er sich jedoch um. Sein Ton war wieder gleichgiltig. „Du solltest jetzt wirklich zur Ruhe gehen, Swanhild, Du siehst sehr ermüdet aus."

„Und Du willst, wie gewöhnlich, wachen?" fragte sie fast athemlos. „Unertragbar!"

„Man muß im Leben viel ertragen," antwortete er trüb und nickte langsam mit dem Kopfe, „und Vieles, das man nicht erwartet hat."

Ihre Blicke begegneten sich.

„Du bist ehrgeizig, Du willst berühmt werden," warf sie mit matter Stimme ein.

„Berühmt?" wiederholte er fast wehmüthig, achselzuckend.

„Und indessen erstirbt unser junges Glück," flüsterte sie leise, wie gebrochen ihre Hände ringend.

Er antwortete mit strenger Würde: „Ich arbeite für meine Frau und für mein Kind!"

„Das ist wahr," flüsterte sie niedergeschlagen. „Das ist wahr — aber könntest Du nicht etwas weniger arbeiten?" fragte sie besorgt, und die blauen Kinderaugen blickten ängstlich zu seiner hohen Gestalt empor.

Er sah wieder auf sie mit jenem erwähnten unbestimmten Lächeln. Würde die junge Gattin es haben übersetzen können, würde es gelautet haben: „Und darum bittest Du? Du, die mit einem Worte alles Dies ändern könnte!"

„Ich würde Dich so gern öfter sehen, Harald," sagte sie furchtsam. „Aber jetzt bist Du fast stets in Deinem Arbeitszimmer."

„Und Du in Gesellschaft."

„Du willst es ja selbst, daß ich dort hingehen soll, obgleich Du nicht Zeit hast, mich zu begleiten."

„Freilich," lachte er bitter, „Du bist gewohnt an dieses flatterhafte, ich meine, dieses gesellschaftliche Leben von dem reichen, gastfreien Heim Deines Vaters her, und ich will nicht, daß Du auf irgend eine Weise diesen Comfort und diese Zerstreuung entbehren sollst. Du sagtest ja selbst einmal —"

„O, Harald, erinnere mich nicht an jene unglückselige Stunde," unterbrach sie ihn, während eine heiße Röthe über ihr Antlitz hinfluthete.

„Und doch habe ich in meinem stillen Sinne an jedem Tage ihrer gedenken müssen," erwiderte er mit tiefem Ernste.

„Und deshalb hast Du wie ein Sclave gearbeitet?" rief sie, als ob sie erst jetzt sein Opfer verstände, indem Ueberraschung, Schmerz, Angst und Bewunderung in ihrem ausdrucksvollen Gesicht wechselten. „Du hast wie ein Sklave gearbeitet, blos damit ich —"

„Damit Du in — Seide gehen kannst," sagte er ruhig.

Sie bedeckte das Gesicht mit ihren Händen.

Er fuhr fort, in einem Tone zu sprechen, als ob er das alltäglichste Thema berührte. „Du bist an Luxus jeder Art gewöhnt. Von den Kinderbällen an bist Du gewohnt gewesen, alle Anderen durch Deine elegante Toilette zu überstrahlen. Du bist Königin in Deinem Kreise gewesen, nicht allein durch Deine Reize, sondern auch dadurch, daß Du das kostbare Scepter der Mode schwangst. Daheim gingst Du ja stets in Seide gekleidet. Schade nur, daß die seidenen Kleider nicht auf den Bäumen wachsen," fügte er hinzu und die frühere Ruhe verließ ihn ein wenig. „Schade, daß sie viel Geld kosten."

„Viel Geld?" fragte sie mit kindlich bestürzter Miene.

Er mußte wieder lächeln, aber dieses Mal war es ein melancholisches Lächeln.

„Das blaßrothe Kleid, das Du heute Abend trugst, kostete mich ebenso viel, wie ich außer den Extrarbeiten während eines ganzen Monats verdiene. Aber es kleidet Dich auch ausgezeichnet," fügte er trüb lächelnd hinzu.

„O, mein Gott, daran habe ich nie gedacht!" rief sie ganz vernichtet, und ihr reuevoller Blick glitt in demselben Moment heimlich prüfend hinab über ihre kostbare, mit Spitzen besetzte Nachtkleidung. „Das ahnte ich wirklich nicht. Daheim erhielt ich Alles, was ich mir wünschte, wenn ich nur eine Andeutung machte."

„Daheim! Wieder dieses Wort!" Er biß sich in die Lippen.

„Ich sandte stets die Rechnungen, ohne sie je anzusehen, ins Comptoir meines Vaters. „Du machst aber einen gar zu tiefen Griff in meine Kasse," sagte er dann wohl scherzend, indem er mir das Haar strich. Aber das war auch das Einzige, was er dazu bemerkte; er war so herzensgut."

„Das glaube ich gern. Und ihm wird es sehr leicht, diese Art Güte auszuüben, da er ein großes Vermögen besitzt. — Doch, laß uns von etwas Anderem reden," sagte er mit erkünstelter Leichtigkeit, indem er ein Papier aus seiner Seitentasche hervornahm. „Hier ist ein Brief an Dich, der während Deiner Abwesenheit einlief."

Sie dankte, indem sie den Brief entgegennahm, machte aber gar keine Miene, denselben öffnen zu wollen.

„Willst Du den Brief nicht lesen?"

„Nein, ich will lieber mit Dir sprechen." Die blauen Augen erhoben sich unwiderstehlich bittend und liebevoll zu ihm empor. „Es ist so lange her, daß wir eine ungestörte Stunde beisammen waren."

„Das ist wahr," seufzte er, „aber wessen ist die Schuld?"

Sie gab keine Antwort, sondern spielte unruhig mit ihrem Briefe. Er mißverstand diese Bewegung und sagte schnell: „Lies doch den Brief; ich sehe Deine Ungeduld. Ich gehe, um nicht zu geniren."

„Nein, nein!" rief sie mit ängstlichem Eifer und ausgestreckter Hand, um ihn zurückzuhalten. „Ich errathe, von wem er ist und Du weißt ja, ich habe kein Geheimniß vor Dir. Er ist von der Cousine Marie, die kürzlich bei uns zu Besuch war. Sie versprach, mir zu schreiben, sobald sie nach Hause gekommen sei. Du wirst sehen, daß ich Recht habe."

Sie erbrach den Brief mit einer Hand, die vor Eifer zitterte und begann zu lesen, aber schon nach den ersten Zeilen erblaßte sie.

„Nein, das ist nicht wahr!" stöhnte sie. „Sie lügt! Sieh nur!" Sie gab ihm den Brief. Er las ihn, las auf ihre ängstliche Bitte laut, bis seine Stimme vor starker Gemüthsbewegung undeutlich wurde.

„Aufrichtig gesprochen, liebe Swanhild, gefiel es mir in Deinem eleganten Heim nicht ganz; deshalb war auch mein Besuch bei Dir so kurz. Ich hatte während der ganzen Zeit ein Gefühl von Unheimlichkeit, das ich nicht zu besiegen vermochte, denn ich sah, daß Du, vielleicht ohne es selbst zu wissen, Deinen braven Mann unglücklich machst —"

„Unglücklich?" jammerte sie und blickte ihn hilflos an. „Unglücklich?"

„Du hast," las er weiter, „als die Frau eines unbemittelten Gelehrten, alle die Launen und Forderungen der reichen, verwöhnten Kaufmannstochter beibehalten, und um diese zu befriedigen" — er hielt ungewiß inne — „arbeitet er sich langsam zu Tode."

Sie blickte ihn verzweifelt an, als ob der Tod ihn bereits gezeichnet habe, aber ihre Zunge war wie gelähmt.

„Du kennst nicht die Freude, mit der die frühere Modedame, als die liebende und geliebte Gattin des arbeitsamen Mannes, sich allen Flitters entkleidet. Du ahnst nichts von dem edlen Stolz, womit sie sogar eine dürftige Kleidung trägt, glücklich in derselben, weil seine fleißigen Hände ihr dieselbe verschafft haben. O, Du Arme! Weshalb willst Du Dein holdes Glück so unbesonnen auf dem Altar der Modegöttin opfern? Du mußt blind sein, daß Du die Wahrheit nicht erkennst, oder richtiger gesagt, Du bist ein unverständiges, gedankenloses Wesen, gewohnt in Deinem Uebermuth, auf Händen getragen zu werden. Dein Mann dagegen versagt sich selbst —"

Er hielt inne, aber sie bat ihn mit einem bittenden Blick, mit dem Lesen fortzufahren.

„Dein Mann dagegen versagt sich selbst das geringste Vergnügen, um Deine ungereimten Wünsche zu erfüllen. Sein Haar ist, offenbar von der geistigen Ueberanstrengung, bereits an den Schläfen ergraut. Sieh ihn an und —"

Sie hatte bisher gleich einer Bildsäule dagestanden, blaß und starr; nur der fliegende Athem, die lauschende Angst im Auge, hatte ihre Seelenmarter verrathen. Jetzt sprang sie auf ihn zu, zog ihn mit wunderbarer Stärke zum Lichte hin und strich das Haar aus seiner Stirn zurück. In ausbrechender Leidenschaft küßte sie wieder und wieder dies ergraute Lockenhaar, dann sank sie — o! so reuevoll — mit thränenvollen, demüthig auf ihn gerichteten Augen zu seinen Füßen, umklammerte seine Kniee und rief klagend: „O Harald, Harald! Was habe ich gethan? Vermagst Du, mir zu verzeihen?"

Er hob sie unaussprechlich mild empor und schloß die zarte, zitternde Gestalt in seine Arme.

So standen sie lange in glücklichem Schweigen da. Das enge Zimmer erweiterte sich zu einem Tempel, vor dessen unsichtbarem Altar sie ein altes, heiliges Versprechen erneuerten.

„Armes Kind! ich habe Dir nichts zu verzeihen," sagte er schließlich und küßte sie, nicht wie vorhin auf die Stirn, sondern auf den jugendlich frischen Mund.

„Doch! doch! aber ich bin blind gewesen! Marie hat Recht," sagte sie, indem sie ihn zu sich auf das Sopha zog. „Nein, laß mich aussprechen," bat sie, da er gelinde seine Hand über ihren selbstanklägerischen Mund legte. „Nichts darf nun länger zwischen uns sein. Du sagst, daß Du mir nichts zu vergeben habest, Du theurer Mann! O, glaubst Du nicht, daß ich, wie Du, mich jenes häßlichen Tages erinnere, wo ich Dich so tief kränkte, da ich Dich um ein neues seidenes Kleid zum Weihnachtsballe bei Lunds bat, und Du freundlich antwortetest, daß Du zu dieser Ausgabe nicht im Stande seiest! Ach! Ich warf Dir damals Deine Armuth vor, und that Dir obendrein noch den Schmerz an, daß ich mich bei meinem Vater beklagte und von ihm das Kleid erbat! Vermochte ich Dich tiefer zu verletzen? Meine Entschuldigung, wenn ich überhaupt eine anführen darf, sei die, daß ich niemals den Werth des Geldes begriffen habe, daß mein Vater, in seiner verschwenderischen Gutmüthigkeit, mich lehrte, auf das Geld wie auf Sand zu sehen, und da dachte ich, daß Du wohl Geld genug hättest, aber aus einer Caprice mir jene Freude versagen wolltest! Ach! ich bin, wie Marie sagt, stets ein unverständiges, gedankenloses Kind gewesen; ich habe mich niemals in die beschwerliche Haushaltung hineinsetzen wollen, sondern bin auch als Deine Frau das junge Fräulein geblieben, das in gedankenloser Verschwendung ihre Tage dahinlebte. Ich begriff nicht einmal, daß ich es sei, für die Du so andauernd arbeitetest; ich dachte mir, es sei der ehrgeizige Gelehrte, der stets die Stille und Ruhe des Studirzimmers suche, nicht der fleißige, sorgen- und kummervolle Ehemann und Vater. Und wie so oft schon ärgerte ich mich darüber, daß Du die alten, bestaubten Folianten mir vorziehen konntest."

„Kind, Kind!" rief er, glücklich lächelnd.

„O, wie war ich ärgerlich auf dieses häßliche, seidene Kleid! Ich habe es nur einmal getragen und trage es nimmermehr, denn ich sah ja, wie verstimmt Du wurdest, als Du mich in demselben sahest. Ich werde es verbrennen."

Mit einem plötzlichen Griff riß sie die Rosenknospen aus ihrem Haar und warf sie auf den Boden. „Diese Schmucksachen, diese Rosen will ich niemals mehr tragen. Ich bin nahe daran gewesen, mein wahres Glück unter ihnen zu begraben...... Ach, wie langweilte ich mich in den Gesellschaften, wenn Du nicht bei mir warst, theurer Harald. Du verwagst es Dir kaum vorzustellen! Von jetzt ab werde ich niemals mehr in Seide gehen, das verspreche ich Dir!"

„Nun gehst Du wieder zu weit," lächelte er. „Du magst gern bei festlichen Gelegenheiten in Seide gekleidet gehen und auch ich sehe Dich gern so. Seide und Schmucksachen passen für Dich, wie die Blumen für den Lenz. Ich will stolz auf Dich sein, aber ich will auch, daß Du Alles als eine Gabe aus meiner Hand empfängst, und nicht wahr, Theure, das willst Du? Uebrigens habe ich auch meine Schuld an dem mißlichen Verhältniß, das, Gott sei Dank, nun vorüber ist.

Ich hätte zärtlicher, nachsichtiger gegen meine Frau sein müssen. Ich hätte Dich mit meiner Stellung, mit meinen knappen Mitteln bekannt machen müssen; ich hätte mit Milde Dir zeigen müssen, wie Du Deine Ausgaben nach meinen Einnahmen einrichten müßtest, statt in der Stille mich um Dich zu ärgern und zu betrüben, mich wie ein Buch zu verschließen, und Dich dadurch von mir zu entfernen."

„Nein, mein ist der ganze Fehler," sagte sie mit der wunderbaren Neigung der Liebe, sich zu demüthigen vor dem Geliebten. „Mein ist die Schuld. O, niemals werde ich vergessen können, daß Du bei Deinen langweiligen Büchern Nacht und Tag daheim gesessen, während ich zu Scherz und Spiel eilte."

Er schlängelte tröstend eine ihrer hellen Locken um seine Finger. „Meine Arbeit ging fast wie ein Spiel, denn ich hatte stets Dich und unsern süßen Jungen vor Augen, — und Euer Bild verlieh mir geheime Kraft."

Sie schlug plötzlich die Hand vor die Stirn, als ob sie etwas sehr Wichtiges herausgefunden, und ein klares, süßes Lachen, das seinen Ohren schöner, als die schönste Musik klang, tönte von ihren Lippen.

„Ich habe eine Idee," rief sie, indem sie freudevoll die Hände zusammenschlug, „eine wunderbare Idee. Es hängt nur von Dir ab, dieselbe zu realisiren. Willst Du meine Bitte erfüllen? O, Du darfst sie mir nicht versagen!" und sie legte liebevoll schmeichelnd ihre Hand auf sein Haar und strich mit den Fingern durch dasselbe.

„Laß mich erst hören, was es ist," erwiderte er lächelnd, wie gebunden an Händen und Füßen, beraubt jeder Kraft zum Widerstande.

„Nun, Du sollst es hören! Du weißt, ich schreibe eine hübsche Hand. Ja, das hast Du mir selbst oft gesagt, während der Tage, da Du mir Complimente machtest."

Er lächelte und nickte.

„Kannst Du sie benutzen? Du begreifst, Harald, daß ich Dein Sekretär sein will. So können wir von nun an zusammen arbeiten, und — nicht wahr! — das wäre wunderbar herrlich!"

Er zog sie auf seinen Schooß und drückte schweigend ihre Hand.

„Also mein Vorschlag gefällt Dir?" flüsterte sie strahlenden Gesichts.

„Ausgezeichnet! Ein solches Anerbieten darf man nicht abschlagen. Schon morgenden Tages kann der Herr Sekretär beginnen, mein letztes Manuscript ins Reine zu schreiben — aber wenn Du nur meine Handschrift, die sehr undeutlich ist, wirst lesen können."

„Ich sollte sie nicht lesen können?" warf sie kühn ein und lächelte überlegen, geheimnißvoll. „Wie manches Mal glaubst Du wohl, daß ich Deine Briefe aus den Verlobungstagen buchstabirt habe, bevor ich sie schließlich auswendig lernte? Es waren freilich einige wunderbare Krähenfüße, wirkliche Hieroglyphen darunter — aber so schreiben ja die Gelehrten alle, und Du bist sehr, sehr gelehrt! Ach, mein Gott, wie bin ich doch stolz auf Dich, Harald, stolz darauf, Deine Frau zu sein! Ich weiß nur zu wohl, daß mich gar viele Frauen um Dich beneiden! Cousine Marie sagte mir einmal, Du werdest mit der Zeit Professor werden und daran zweifle ich auch gar nicht; aber dann," fügte sie mit schelmischer Würde hinzu, „werde ich ja Professorin. Ja, das klingt hübsch, „Frau Professorin". Ach, ich werde dann die einfältigste, die glücklichste Professorsfrau im ganzen Lande sein."

„Du bist ein Kind," sagte er, strahlend vor Glück.

„Nein, ein Kind darfst Du mich nicht mehr nennen," bat sie mit mildem Ernst. „Habe nur ein wenig Geduld mit mir, und ich werde von nun an Deine Frau im Geiste und in der Wahrheit sein."

Und zu diesen schönen Worten sagte der entzückte Ehemann Ja und Amen in seinem Herzen.

— Scherz- und Witzspiele. Der unter den witzigen Köpfen Englands so bekannte Buttler kam Abends, an einem rauhen Wintertage, in ein Wirthshaus, wo die vorhandenen Gäste um das Kaminfeuer saßen, ohne daß ein Einziger gutmüthig genug gewesen wäre, dem halb erstarrten Ankömmling Platz zu machen. „Kellner," ruft Buttler, „sorge, daß mein Pferd ein Schock Austern bekomme!" — „Eine Metze Hafer, meinen Sie wohl?" — „Ich weiß recht gut, was ich sage: ich meine Austern. Halte sie dem Pferde nur in einer Mulde vor." — Der Aufwärter geht, und von den um das Kaminfeuer herumsitzenden Gästen schleicht Einer nach dem Andern hinaus, um das wunderbare Pferd zu sehen, welches Austern frißt. Indessen hatte Buttler Zeit, sich den besten Platz am Kaminfeuer auszusuchen und recht gütlich zu thun. Bald kamen Kellner und Gäste zurück. „Herr," sprach der Erstere: „Das Pferd mag keine Austern." — „Gut," erwiderte Buttler, „so gieb ihm Hafer, und bringe die Austern mir, nebst etwas Pfeffer und Salz."

— Aus Thüringen wird folgende Geschichte berichtet: In Apolda schlenderte am Nachmittage des letzten Sonntags eine robuste Dame einher, deren Kehrseite eine riesige Tournüre zierte. Plötzlich stürzte aus einem oberen Stockwerk ein zweijähriges Kind, das sich zu weit aus dem Fenster gebeugt hatte, herab, streifte den Rücken der Dame und kam förmlich auf die Tournüre zu liegen. Ein hinterdreingehender Mann sprang hinzu und ergriff das Kind, so daß dieses das Pflaster gar nicht berührte. So ist die vielgeschmähte Tournüre, deren Lob nun in Apolda aus jedem Munde erschallt, eine Lebensretterin geworden.

Die alte Geschichte.

Vor etwa vier Jahren hatte der 60 Jahre alte Farmer Abijah Brent in der Nähe von Binghamton, N. Y. die hübsche Martha Pennel geheirathet, welche damals noch keine 20 Jahre zählte. Brent galt für reich, und man wußte allgemein, daß Martha ihn nur seines Geldes wegen geheirathet hatte. „Leider" erfuhr die junge Frau bald genug, daß Brent ein armer Teufel war, dessen Farm über und über in Schulden steckte. Von der Zeit an war auch ihre Liebe für den Mann erkaltet, doch zog sie noch mit ihm nach dem Westen, als seine Farm vor zwei Jahren im Wege der Zwangsversteigerung verkauft wurde. Von der Zeit an hörte man von den Beiden nichts mehr, bis vor etwa drei Wochen die schöne Martha wieder in Binghamton auftauchte, und zwar in Gesellschaft eines feingekleideten Mannes, den sie als ihren zweiten Gatten, George Tyler, überall vorstellte. Ihr erster Mann, so erzählte sie, sei schon beinahe ein Jahr lang todt und es wundere sie nur, daß damals ihr Brief mit der Todesanzeige nicht in der Heimath eingetroffen sei. Ihr zweiter Gatte sei reich und sie sei jetzt auf ihrer Hochzeitsreise nach Europa begriffen. Nach drei Tagen reiste das Paar weiter und ist seitdem verschollen.

Die Nachricht vom Tode Abijah Brents sowie von der Rückkehr seiner Wittwe mit einem reichen Mann erschien auch in einer Zeitung, welche einem gewissen Charles Rogers, einem Vetter Brents, in die Hände fiel. Rogers hatte einen Brief in Händen, der von Brent erst vor wenigen Wochen geschrieben war und Klagen über das unglückliche Leben enthielt, welches er — Brent — mit seiner ihm ungetreuen Frau führte. Jedenfalls hatte also die Frau gelogen. Rogers fuhr nach Crestville in Indiana, wo Brent drei Meilen von der Stadt auf einer einsamen Farm gewohnt hatte, und suchte seinen Vetter auf. Die Neuigkeiten, die er erfuhr, waren entsetzlich.

Mrs. Brent hatte seit langer Zeit mit einem Kaufmann in Crestville, dem Engländer Coverdale, der selbst verheirathet und Vater von fünf Kindern war, ein offenkundiges Verhältniß unterhalten. Kurz vor Neujahr hielt Coverdale in seinem Laden Ausverkauf und machte sein gesammtes Waarenlager zu Gelde. Am Tage nach Neujahr war er aus der Stadt verschwunden, Niemand wußte, wohin. Einige Tage später hatte ein Mann Geschäfte auf Brents Farm. Das Haus war verschlossen und schien verlassen zu sein. Er rief die Nachbarn herbei. Als man das Haus geöffnet hatte, fand man darin Alles in Ordnung. Auch Brents Kleider waren da, nur aus dem Bureau waren $400 verschwunden, die Brent, wie man wußte, erst vor kurzer Zeit bekommen hatte. Von Brent selber zeigte sich keine Spur. Man ahnte wohl, daß seine Frau mit Coverdale durchgebrannt war, konnte sich aber über sein eigenes geheimnißvolles Verschwinden keine Rechenschaft ablegen.

Eine Woche später sah ein Farmarbeiter an einer Stelle im Walde einen Haufen Krähen, die krächzend einen Baum umflatterten. Er kam hinzu und entdeckte an einem niedrigen Ast die Leiche Brents. Der Kopf war bloß; an den Füßen befand sich ein Paar alte Schuhe, jedoch ohne Strümpfe. In der Tasche des alten Rockes, welchen der todte Mann anhatte, lag ein Zettel mit der Inschrift: „Ich kann die Schande nicht überleben."

Es wurde ein Leichengericht abgehalten, welches die Entscheidung fällte, daß Brent aus Gram über die Flucht seiner Frau sich selber um's Leben gebracht habe. Coverdales Familie befindet sich in bitterer Noth, und die unglückliche Frau des Durchbrenners ist jetzt so krank, daß sie unmöglich mit dem Leben davonkommen kann.

Eine wieder entdeckte Mine.

In den Memoiren La Salles wird erwähnt, daß zu jener Zeit, als noch die Spanier in Amerika die Herrschaft führten, eine ungewöhnlich reichhaltige Silbermine von ihnen entdeckt und bearbeitet wurde, welche den Namen „Louisiana" erhielt und jährlich einen Reinertrag von sechs Millionen Kronen lieferte. Die reiche Mine blieb im Besitz der Spanier und wurde von ihnen ausgebeutet, bis das späterhin Louisiana genannte Gebiet von ihnen an die Franzosen abgetreten wurde. Die Spanier gaben aber das werthvolle Besitzthum, das sie in der Mine hatten, nicht ohne Weiteres her. Im Gegentheil waren sie eifrig bemüht, von dem Vorhandensein der Mine jede Spur zu vertilgen, und dieses gelang ihnen so gut, daß die Franzosen nicht einmal die Gegend kannten, in welcher sich die „Louisiana" befunden hatte. Die „verlorene Louisiana-Mine" verfiel bald in das Reich der Sage. Von Zeit zu Zeit wurden Versuche gemacht, sie wieder zu finden, und noch vor kaum 50 Jahren veröffentlichten die Zeitungen in New Orleans eine stehende Anzeige, in welcher Demjenigen, welcher so glücklich sein würde, die „verlorene Louisiana" wieder zu finden, eine Belohnung von einer halben Million Dollars zugesichert wurde. Man forschte eifrig den alten Ueberlieferungen nach, wie sie sich in spanischen und französischen Werken über die erste Ansiedelung Louisianas vorfanden, um einer Andeutung über die Lage der berühmten Mine auf die Spur zu kommen, hatte jedoch niemals den gewünschten Erfolg. Erst später entdeckte man in den Archiven in der Stadt Mexico ein Dokument, welches die Angabe enthielt, daß die „Louisiana-Mine" sich in einem Territorium befinde, daß „sechs Leguas westlich von den heißen Strömen" gelegen sei.

Was dem Forschungsgeist und der Habgier früherer Zeiten nie gelingen wollte, ist jetzt von einem einfachen „Prospector" aus Nebraska, einem gewissen Bill Thompson, erreicht worden, der so glücklich war, die verloren gegangene „Louisiana" zu entdecken. Sie liegt etwa 16 Meilen westlich von Hot Springs, den einzigen „heißen Quellen", welche sich in dem Gebiet des früheren Territoriums Louisiana vorfinden, und die seither angestellten Untersuchungen an Ort und Stelle haben ergeben, daß man es hier unzweifelhaft mit der verloren gegangenen Mine zu thun hat. Die eigentliche Mine umfaßt, soweit man bis jetzt festgestellt hat, einen Flächenraum von 3000 Fuß an der Oberfläche bei einer Tiefe von 600 Fuß. Sie befindet sich in der Minenregion des Bear Mountain, fast unmittelbar an den Bergabhängen des Ozark-Gebirges. Die Gesellschaft, welche sich in den Besitz der neuentdeckten Mine zu setzen gewußt hat, hat außerdem noch werthvolle Landstrecken in der unmittelbaren Nachbarschaft der nun endlich wiedergefundenen „Louisiana" angekauft und trifft jetzt Vorbereitungen, um ihr Eigenthum nach besten Kräften auszunutzen.

Das Erz in der „Louisiana" läßt sich leicht schmelzen und liefert nach den bisher vorgenommenen Proben einen Ertrag von $5 bis $500 per Tonne; nach der Berechnung des Prof. Samuel Hughey beziffert sich der Durchschnittsertrag auf $150 per Tonne. Vor Allem ist die Mine sehr reich an Silber, doch ist der Ertrag an Gold immerhin genügend, um die Betriebskosten zu decken.

„Sprechende" Fische.

Das Sprichwort „Stumm wie ein Fisch" ist insofern nicht wahr, als es thatsächlich Fische giebt, welche nicht stumm sind. Man hat bisher etwa 60 verschiedene Fischarten entdeckt, welche im Stande sind, mehr oder minder laute Töne von sich zu geben.

„Als ich" — so erzählt ein Reisender — „vor mehreren Jahren mich auf dem Fischfang im Golf von Mexico in der Nähe der Stadt Yucatan befand, holte ich aus der Meerestiefe einen kleinen Fisch heraus, welcher der Wissenschaft unter dem Namen Haemulon, den Matrosen jedoch als „der Grunzer" bekannt ist. Kaum hatte ich ihn in die Hand genommen, als er ein Paar ausdrucksvoller Augen wie flehend auf mich richtete und dann auf eine Weise um sein Leben zu bitten schien, die mich in Erstaunen setzte. Erst stieß er leise, vereinzelte, einem Grunzen ähnliche Töne von sich, dann „feuerte" er aber eine solche Menge Töne auf mich los, daß ich Mitleid mit dem armen Burschen bekam und ihn geschwind in seine nasse Heimath zurückbeförderte. Später hatte ich die Gelegenheit, noch viele andere Grunzer zu fangen.

Der Hundshai (dogfish) ist dadurch bekannt, daß er ein dem Bellen eines Hundes ähnliches Geräusch von sich gibt. Das kleine Seepferd (hippocampus) giebt einen merkwürdigen Ton von sich, welcher durch das Vibriren gewisser freiwillig bewegbarer Muskeln entsteht. Dr. C. C. Abbott hörte eine Art Sonnenfisch, den Acantharchus promitis, einen tiefen, grunzenden Ton ausstoßen. Der in naturgeschichtlichen Werken unter dem Namen Erimyzon oblongum bekannte Fisch giebt einen einzigen, längeren Ton von sich, während der Katzenfisch, Amiurus lynx, einen leise summenden Ton erklingen lassen kann. Nach der Ansicht des Dr. Abbott ist der Aal unter allen Fischen am meisten „musikalisch" und kann in kurzen Zeiträumen Töne mit etwas metallischem Klange wiederholen.

Daß Fische Töne auszustoßen vermögen, war schon vor Jahrhunderten bekannt. Es sind erst einige Jahre her, als ein unternehmender Engländer „sprechende Fische" in verschiedenen Badeplätzen an der Küste Englands gegen Eintrittsgeld zur Schau wies. Er führte ein tragbares Aquarium mit sich, in welchem sich seine Fische befanden. Hatten sich mehrere Leute um dasselbe versammelt, dann kündigte er an, daß die Fische jede an sie gerichtete Frage beantworten würden. Er holte einen derselben aus dem Behälter heraus, ließ ihn „grunzen" und sagte, das eigentliche Sprechen bringe er erst unter Wasser fertig. Dann wurde der Fisch wieder in's Wasser gethan und „das Publicum" aufgefordert, an ihn Fragen zu richten. Zum Erstaunen Aller erfolgten zwar leise, aber verständliche und richtige Antworten „von dem Fisch" im Aquarium. Das Geheimniß bestand einfach darin, daß ein zwergähnlicher, doch sonst ganz gescheidter Mensch unter dem Podium des Aquariums verborgen war und durch ein kleines, bis an die Oberfläche des Wassers leitendes Sprachrohr auf die Fragen der Anwesenden die betreffenden Antworten gab. Um die Täuschung zu vervollständigen, ließ der Unternehmer bei jeder Fragestellung Seitens der Anwesenden eine Brotkrume in das Wasser fallen. Bei dem Schnappen nach derselben kamen die Fische an die Oberfläche, und erzeugten dadurch den Eindruck, daß sie es seien, die die Fragen beantworteten.

Das Opfer von Dimenovellen.

Vor einigen Tagen verließen die drei Brüder Thomas, John und William Tristram, junge Burschen im Alter von 19 resp. 17 und 15 Jahren, ihr Elternhaus in New York und begaben sich mit der Eisenbahn nach Patterson, einer kleinen Ortschaft an der Harlemer Eisenbahn, etwa 60 Meilen weit von New York. Dort wanderten sie spielend und scherzend über die Hügel, bis sie Brewsters erreichten, wo sie den nächsten Zug nach New York bestiegen. Anstatt jedoch direct nach Hause zu fahren, stiegen Thomas und John in White Plains ab und hießen ihren Bruder allein heimkehren; sie würden später nachkommen. William gehorchte und erzählte zu Hause, die beiden Andern seien in White Plains, sagte aber nicht weiter, was sie dort zu thun beabsichtigten.

Es war fast acht Uhr Abends geworden, als die beiden Brüder in White Plains anlangten. Sie trieben sich erst in den Straßen umher und versuchten sich etwas Geld zu erbetteln, hatten jedoch damit keinen Erfolg. Um halb zehn Uhr Abends begaben sie sich in die Bäckerei eines gewissen Mead, wo sie im Laden den Sohn des Bäckers vorfanden. Sie verlangten Geld, und als der junge Mead sich zur Wehre setzen wollte, zog der ältere Tristram seinen Revolver, trat dicht bis an den jungen Bäcker heran und jagte ihm eine Kugel mitten durch's Herz.

Nach verübter Mordthat wollten beide Tristrams fliehen und liefen dem Eisenbahngeleise zu, wurden aber sofort von Polizisten und Privatpersonen verfolgt. Der Polizeichef rief ihnen zu, sich zu ergeben, doch begannen sie kaltblütig anstatt jeder Antwort auf ihre Verfolger zu schießen. Geschoß folgte auf Geschoß, bis schließlich die Mörder todt zu Boden sanken. Bei der durch den Coroner vorgenommenen Leichenschau wurde festgestellt, daß sie von ihren eigenen Kugeln gefallen waren. In ihren Taschen hatten sie außerdem noch je einen neuen Revolver und einen großen Dolch sowie einige Cents in Kupfergeld. Man kannte sie in der Umgegend nicht, und erst durch die Berichte in den Zeitungen, welche auch von den unglücklichen Eltern der jugendlichen Mordgesellen gelesen worden waren, wurde es ermöglicht, sie zu identificiren. Die andern Brüder kamen nach White Plains und erkannten auf den ersten Blick die Todten.

Thomas und John Tristram waren die Kinder einer sehr geachteten Familie. Ihre Eltern sowie auch die Nachbarn erzählen, daß weder der Eine noch der Andere je sich in schlechter Gesellschaft herumgetrieben oder bösartige Neigungen gezeigt habe. Allgemein galten sie für junge Leute von ausgezeichnetem Betragen. Sie hatten die Schule der christlichen Brüder besucht, und ihr Lebenlang weder einen Tropfen berauschender Getränke, noch auch Tabak in irgend einer Form genossen. In ihrem Elternhause herrschte behaglicher Wohlstand, und Nahrungssorgen waren ihnen unbekannt.

Was war es, das die Beiden erst zu Mördern machte und ihnen dann das Leben kostete?

Sie waren eifrige Leser der Schundliteratur, die man unter dem Namen „Dime Novels" kennt. Diese Lectüre hatte in ihnen heimlich eine so glühende Abenteuerlust geschürt, daß sie schließlich „in die Welt" zogen, um sich als Mörder und Banditen „Ruhm" zu verschaffen. Daß ihre Räuberlaufbahn ein so frühes Ende nehmen werde, hatten sie jedenfalls nicht geahnt.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die „Dime Novels" an der viehischen Verrohung vieler Amerikaner und an zahllosen Verbrechen die Schuld tragen, welche von frömmelnden Simpeln dem Genuß berauschender Getränke in die Schuhe geschoben werden.

Verschiedenes.

— Ein eifersüchtiger Ehemann in Karlsruhe, welcher die Treue seiner Gattin auf eine recht überzeugende Probe stellen wollte, schickte ihr, wie der „Ldsb." erzählt, eine Reihe glücklich abgefaßter anonymer Liebesbriefe und bezeichnete ihr wiederholt ein Stelldichein. Jeden Abend pilgerte dieser vorsichtige Ehemann nach dem angegebenen Platze und harrte dort mit großer Ausdauer auf seine für leichtsinnig gehaltene Frau. Die Frau war aber besser als er sie verdiente, denn sie nahm die Briefe längere Zeit mit großer Gleichgiltigkeit entgegen, bis sie, die Geduld verlierend, mit weiblichem Zartsinn ihren Bruder beauftragte, die delikate Angelegenheit in die Hand zu nehmen und dem Briefschreiber die gebührende Antwort zu geben. Der Bruder legte, um seine Partie besser spielen zu können, die Kleider seiner Schwester an, verhüllte seinen stattlichen Schnurrbart mit einem dichten Schleier und begab sich nach dem Wasserthurm hinter dem Schloßgarten, dem zuletzt angegebenen Stelldichein. Hier wollte der harrende Gatte frohlockend die ungetreue Frau am Arme fassen, diese aber schlug den Schleier zurück und blickte mit finsteren Augen auf den armen Ehemann, der nicht begreifen wollte, daß seiner Frau ein Schnurrbart gewachsen sei. Die beiden Herren sagten sich nun gegenseitig höchst gründlich die Meinung, bis der Eifersüchtige seinen Schwager erkannte. — Bei einer Flasche „Goldberg" im Krokodil wurde Versöhnung gefeiert.

— Am 6. Januar durchlief die grausige Kunde von einem Selbstmorde und einem dreifachen Morde die Stadt Posen und versetzte die Bewohner der Thorstraße in größte Erregung. Der 35 Jahre alte Bureauassistent Trapohl, angestellt bei der provincialständischen Wegebau-Commission, hatte die Nacht vorher seine Frau und seine beiden Kinder, einen Knaben von drei Jahren und ein Mädchen im Alter von 7 Monaten, und dann sich selbst erschossen. Trapohl war längere Zeit krank, mißgestimmt und schwermüthig. Zu seiner Frau äußerte er wiederholt, daß im Falle seines Todes für sie und die Kinder gesorgt sei und sie nicht nöthig haben würden, von Fremden Brod zu nehmen, was die Frau mit Besorgniß erfüllte und zu Mittheilung an ihre Mutter veranlaßte. Trapohl lebt in geregelten Verhältnissen und bezog ein jährliches Gehalt von 2350 Mark. Als die Wohnung der Gemordeten lange verschlossen blieb, wurde das Dienstmädchen ängstlich und lief zu den Schwiegereltern des Mörders. Man erbrach die Thür und fand die Frau und das jüngste Kind in einem Bett, das älteste in einem anderen, während Trapohl im Nebenzimmer mit dem Revolver in der Hand auf einem Sopha lag. Die Frau war in die linke Schläfe, das jüngste Kind in die Stirn, das älteste über dem rechten Auge in die Stirn und der Mörder selbst in die rechte Schläfe geschossen; vermuthlich sind alle vier Personen sofort todt gewesen.

— Aus Mecklenburg kommt eine seltsame Kunde. Die Schweriner Zolldirektion hat mit der Stadt Wismar einen Vertrag abgeschlossen wegen Ankaufs eines Bauplatzes für ein neues Zollamt. Die Sache war so gut wie perfect, da beantragte die Direction eine besondere Clausel, die schließlich auch von den städtischen Behörden genehmigt wurde. Danach soll die Kaufsumme in dem Falle, daß die Stadt Wismar im Jahre 1903 wieder an Schweden fällt, an die Zolldirection zurückgezahlt werden. Wismar mit dem umliegenden Gebiete ist nämlich im Jahre 1803 gegen eine beträchtliche Summe von den Schweden an Mecklenburg verpfändet worden, Schweden hat sich aber vorbehalten, in hundert Jahren gegen Erlegung der dargeliehenen Summe nebst Zins und Zinseszins die Stadt wieder an sich zu nehmen. Wenn nun auch die Möglichkeit nicht gerade ausgeschlossen ist, daß Schweden bereit und im Stande wäre, die Summe von einigen Hundert Millionen Mark zu zahlen und die Stadt zurückzufordern, so ist doch auf der anderen Seite gar nicht daran zu denken, daß das deutsche Reich jemals einwilligen könnte, eine deutsche Stadt und einen deutschen Ostsee-Hafen in fremde Hände übergehen zu lassen. Die Sache wäre gar nicht des Erwähnens werth, wenn sie nicht, wie das Vorgehen der Zolldirection in Schwerin zeigt, noch immer hier und da von amtlicher Seite ernsthaft behandelt würde.

— Zwei mörderische Attentate, die vor einigen Tagen in Kairo stattfanden, machen mehr und mehr die Nothwendigkeit einer Abschaffung der Capitulationen augenscheinlich, damit die unruhigen Klassen von Ausländern unter die gewöhnliche Polizei-Jurisdiction fallen. Beide Fälle ereigneten sich auf öffentlicher und stark belebter Straße in Kairo. Im ersteren Falle griff ein Italiener aus ganz geringfügiger Ursache einen Eingeborenen an und tödtete ihn beinahe. Im anderen postirten sich zwei Griechen an die Thür eines Spielhauses und erklärten ihre Absicht, den Croupier ermorden zu wollen. Ein Montenegriner der an der Thür verweigerte ihnen den Zutritt, worauf sie ihm auf mehreren Theilen des Körpers tödtliche Stichwunden beibrachten, jedoch nicht ehe der Angegriffene seinen Revolver gezogen und einen seiner Attentäter niedergeschossen hatte. Der andere entkam, aber man glaubt, daß er gleichfalls tödtlich verwundet worden ist. Der griechische Consul kann oder will augenscheinlich seine Landsleute nicht controliren, und ist, wie man sagt, bei mehreren Gelegenheiten, wo er dies versucht hatte, selbst den gröbsten Drohungen ausgesetzt gewesen. Ehe nicht solche Schurken unter polizeiliche Aufsicht gestellt und genau so behandelt werden, wie des Mordes ehrlich überführte Araber, ist es hoffnungslos, auch nur eine Spur von Ordnung zu erwarten. Es ist notorisch, daß sich jetzt viele Meuchelmörder in Kairo aufhalten, die für 25 Frcs. irgend Jemanden umzubringen bereit sind. Dieser Zustand der Dinge würde überall eine Schande sein, aber er ist besonders für die Engländer bitter, die nicht vergessen können, daß die Engländer die Beschützer Egyptens sind.

— Von Gustav Denhardt sind letzter Tage neue Mittheilungen aus Zanzibar eingetroffen, namentlich eine ausführliche Darstellung über den Tod des Dr. Jühlke. Der Hergang ist danach etwa folgender gewesen: Jühlke saß vor seinem Hause und schrieb, als ein Trupp Somalis herankam und für einen der Ihrigen, welcher einen kranken Fuß hatte, Medizin erbat. Jühlke verabreichte die Medizin und verband den Fuß. Daraufhin würde Jühlke's Diener mit dem Medizinkasten in's Haus zurückgeschickt und begab sich von da zum Koch. Kaum dort angelangt, hörte der Bursche Dr. Jühlke aufschreien; er lief deshalb wieder vor das Haus und fand seinen Herrn am Boden in einer Blutlache liegend und die Hand auf eine Wunde in der linken Brust haltend. Jühlke hatte dieselbe durch einen Messerstich von einem der Somalis erhalten, die ihn um Arznei gebeten hatten. Der Diener holte den Wali (Statthalter), welcher auch sofort am Thatorte erschien. Jühlke hat ungefähr noch eine Viertelstunde nach der Verwundung gelebt und ist dann gegen Sonnenuntergang verschieden.

Mein

Ich ging wohl hund
Die Straße ein und a
Ich stand bei Sturm u
Vor meiner Liebsten Ha

Bei Sturm und kaltem Rege
Stand ich vergeblich dort,
Denn die gestrenge Mutter,
Die ließ sie ja nicht fort.

Ich selber habe dem Regen
Und jeglichem Sturm getrutzt,
Ach meine neuen Stiefeln,
Die sind jetzt abgenutzt.

Und heute, da ich lässig
An meinem Fenster steh',
Trifft sich's, daß ich mein Liebchen
Vorübergehen seh'.

Sie nickt und winkt verstohlen,
Sie sieht mich zärtlich an,
Und ich kann's ihr nicht sagen,
Daß ich nicht kommen kann.

Ich kann es doch nicht sagen
Dem wunderhübschen Kind,
Daß meine einzigen Stiefeln
Heut' grad beim Schuster sind.

Aus Dr. Ulks Neujahrstagebuch.

Wenn wir das neue Jahr leben lassen, so thun wir dies in der Hoffnung, daß es sich revanchiren und uns auch leben lassen wird.

* * *

Der frische Sylvestertrunk mundet wohl nur deshalb aller Welt so vorzüglich, weil das, was das Jahr uns zuletzt bot, nur „Neige" war.

* * *

Vom Hunde, auf welchen das altersschwache Jahr zu kommen pflegt, bis zum Kater, mit welchem man das neue beginnt, ist meist nur ein Schritt.

* * *

Die Plünderung des Weihnachtsbaumes zu Neujahr ist ein Baumfrevel, welchem durch keinen Strafgesetzbuch-Paragraphen gesteuert wird.

* * *

Der Kartenwechsel zum neuen Jahre ist in viel schönen Gesellschaftskreisen noch obligatorisch. Wohl dem Manne, dem kein anderer Wechsel Verbindlichkeiten auferlegt!

* * *

Das Glas, welches wir zu Ehren des kommenden Jahres erheben, pflegen wir dem scheidenden aus Zorn über seine Niedertracht an den Kopf zu werfen.

* * *

Wünsche sind zu Neujahr ebenso unvermeidlich wie Pfannkuchen; bei diesen ist die Füllung die Hauptsache, bei jenen die Erfüllung.

Endlich.

Was ich schon längst mir vorgenommen,
Wird sich nun bald vollzieh'n, man glaube:
Auch ich werd' unter die Haube kommen,
Und wär' es nur die Pickelhaube.

Die bairische Armee.

Noi, schäm' de doch.

(Schwäbisch.)

Noi', schäm' de doch, am helle Tag
D' Magd in der Küche z' küsse!
Ja wenn? und wo? soll e' 's sonst thua'?
Das möcht' e' doch au' wisse!

— Ein Geiziger. Die folgende kleine Scene spielte sich kürzlich, nach der „W. Z.", in einem jener Berliner Miethspaläste ab, deren verschlossene Hausthür von einem Portier überwacht wird. Die Einwohner des Hauses nehmen den braven Thürhüter zu allerlei kleinen Dienstleistungen in Anspruch, denen er sich willig unterzieht, um dafür, wenn er am Neujahrstage seine Gratulation vorbringt, eine reichliche Spende zu erhalten. Das war denn auch an diesem Neujahrstage so, und nur ein erst im Laufe des Jahres eingezogener, unter den Hausgenossen bereits als „etwas sehr genau" bekannter Herr vergaß den bewußten Griff in die Tasche. Der brave Portier wartet einen Tag — nichts; noch einen nichts; endlich faßt er sich ein Herz und redet den Vorübergehenden an: „Nehmen Sie's nicht übel, Herr Scharrer, es war Neujahr und da —" „Richtig, richtig," antwortete der Gute, „das habe ich ja ganz vergessen; erinnern Sie mich nächsten Sylvester daran."

— Langsame Wirkung. Aus London schreibt man der „W. A. Z.": „Im Jahre 1798 verlobte sich die dazumal siebzehnjährige Miß Mathilde Johnson, eine Nichte des berühmten Lexikographen, mit dem Garde Lieutenant Hoog. Kurz vor der Hochzeit starb der Lieutenant; die Braut zog sich auf ihr Gut Baltiglas zurück, lebte in größter Einsamkeit und setzte noch im gleichen Jahre ein Testament auf, indem sie ihr fünfzehntausend Pfund Sterling betragendes Vermögen dem Militärspitale vermachte und den Wunsch aussprach, man möge auf ihr Grab einen Marmorstein setzen, der ihren Namen und ihr Alter zeige, nebstbei die Inschrift: „An Liebesgram dahingegangen." Miß Mathilde Johnson ist am 18. Dezember v. J. im — hundertundsechsten Jahre ihres Lebens gestorben."

— Eine heitere Jagdgeschichte, von welcher versichert wird, daß sie kein Jägerlatein ist, trug sich dieser Tage in dem bei Wesel gelegenen Drevenack zu. Ein Jägersmann aus Dr. erlegte mit sicherem Schusse einen festen Hasen, der wohldressirte Hund holt ihn eiligst herbei, und der glückliche Schütze faßt ihn bei den Löffeln. Der Hase schüttelt sich bei dieser nicht gerade sanften Berührung und schlägt mit den Hinterläufen an den Hahn des Gewehrs. Ein Schuß kracht, der Jäger fällt vor Schrecken auf den Rücken, und der Hase nimmt Reißaus.

— Schlecht vertheidigt. Präsident: „Sie sagen, Sie hätten das Fleisch aus Hunger gestohlen — man ißt aber doch nicht gleich einen ganzen Hammel!" — Angeklagter: „Leider Gottes hatte ich kein Messer in der Tasche, sonst hätte ich mir ein Stück heruntergeschnitten!"

— Umgekehrte Gegenseitigkeit. Sehen Sie nur einmal, was unsere Primadonna von Herrn von Blitzheim für ein prächtiges Kleid zum Präsent erhalten hat! — Nun, bei denen beruht die Sache auf umgekehrte Gegenseitigkeit! — Wie meinen Sie denn das, lieber Freund? — Jenun, er kleidet sie an und sie zieht ihn aus!

— Medizinisches Rigorosum. Examinator (zu einem Cand. med.): „Was würden Sie thun, wenn Jemand in die Luft gesprengt worden wäre?" — „Ich würde zunächst warten, bis er wieder heunterkommt."

— Abwechselungsweise. Aber lieber Freund, wie kommen Sie denn dazu, die Fortuna sitzend zu malen? Die steht doch sonst auf einem Rade! — Ich habe eben gedacht, die wird abwechselungsweise auch einmal sitzen wollen!

— Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn das Urtheil über einen neuen Bekannten uns geraume Zeit schwer fällt; das Bedeutende an Anderen pflegt uns nicht lange verborgen zu bleiben.